

Wie kann man nach „Maus“ noch Comics zeichnen?

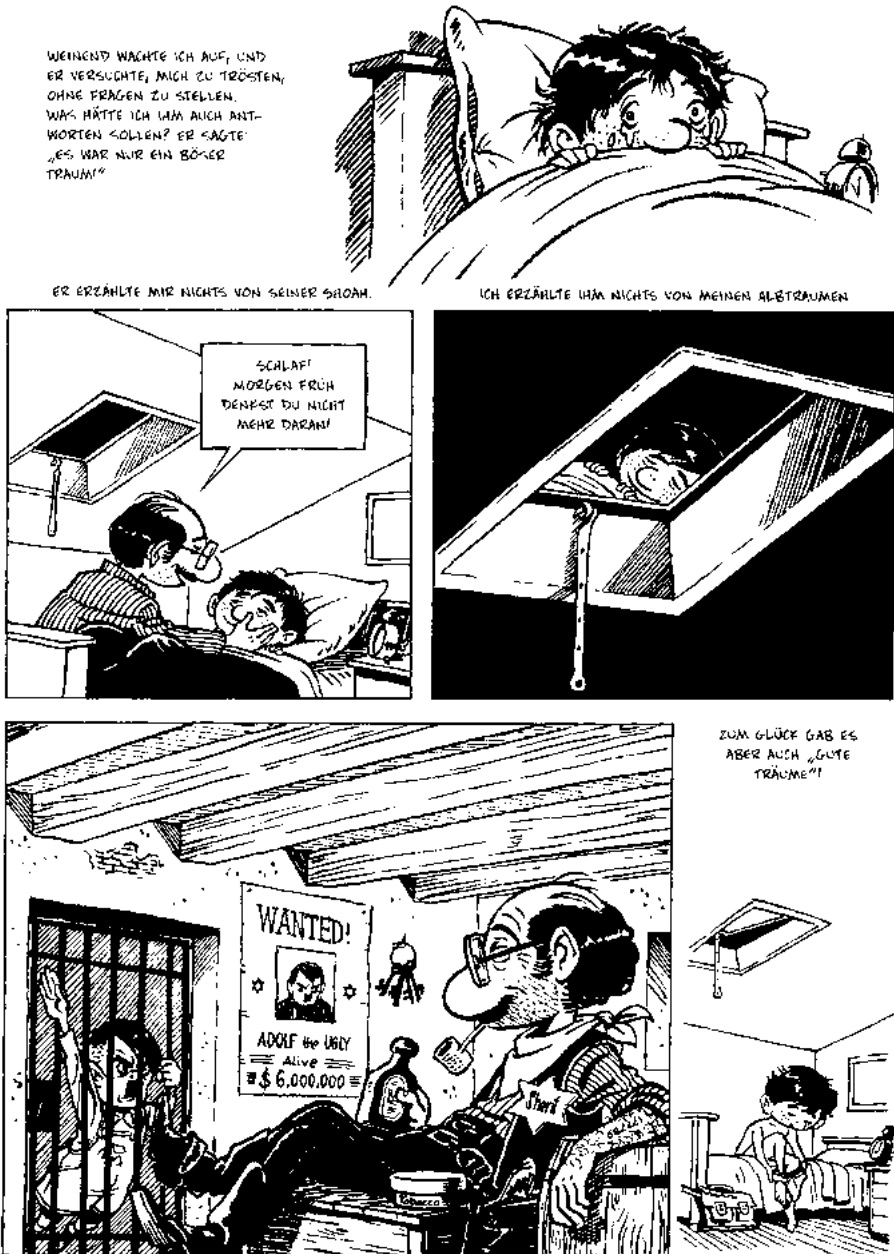
Meisterwerke schaffen auch Tabus. Muss das so sein? Michel Kichka wagt eine neue Graphic Novel aus der Sicht des Kindes eines Überlebenden der Schoa.



Art Spiegelmans „Maus“ (links) erzählte 1991 eine Geschichte aus der Schoa. „Die zweite Generation“ von Michel Kichka wagt sich jetzt an dasselbe Thema.

den Stoff abringen, Kichka sich dagegen darin mit dem Vater messen. Das ist zentral für das Verständnis beider Comics. „Zweite Generation“ ist zudem das Werk eines Karikaturisten, keines Comiczeichners. Der Graphic-Novel-Boom der letzten Jahre hat etliche Bücher hervorgebracht, die von späten Comicdebütanten stammen, und in den besten Fällen bringt die mangelnde Vertrautheit mit der Erzählform ungewöhnliche Lösungen hervor. Das ist bei Kichka nicht so. Seinem hundertseitigen Werk merkt man den Karikaturisten noch überdeutlich an – nicht am Stil (da hat Kichka sich von französischen Vorbildern wie Gotlib, Tabary und ganz besonders von David B. anregen lassen), sondern an der Bedeutung des Einzelbildes, das nur selten in einer seitenübergreifende Architektur mit anderen Panels eingebunden wird. Die wenigen Ausnahmen wie die gespenstische imaginäre Sicht ins Kleideratelier des elterlichen Schneiderbetriebs, der voller KZ-Uniformen hängt, oder die unweigerlich an die Vernichtungslager erinnernde, von Hochöfen, Schloten, Fördertürmen und Eisenbahngleisen bestimmte Silhouette des wallonischen Industriestädchens Seraing-sur-Meuse, in dem Kichka aufwuchs, verdanken sich gerade der graphisch-assoziativen Methode von Spiegelman. Es ist deshalb kein Wunder, dass Kichka in einem Bild, das sein Zeichneratelier zeigt, das berühmte Titelbild von „Maus“ an der Wand hängen lässt. Na-

türlich wusste er, welchem Vergleich er sich mit dem eigenen Vorhaben aussetzte. Umso mutiger, dass er es gewagt hat. Und offenbar umso dringlicher für ihn persönlich. Darüber gibt „Zweite Generation“ Auskunft: wie befreiend die Arbeit des mittlerweile selbst fast Sechzigjährigen am Stoff des eigenen Lebens gewesen ist. Dabei spielte im Gegensatz zu „Maus“ die Erinnerung des Vaters nur insofern eine Rolle, als sie bereits dem jungen Michel vermittelt oder später dem Erwachsenen zugänglich wurde. Kichka trägt in seinem Buch also zusammen, was er bereits wusste. Spiegelmans „Maus“ hatte mit einer dreiseitigen Frühfassung im Jahr 1973 auf die gleiche Weise begonnen, doch daraus erwuchs dann die mehrere Jahre umfassende Recherche. Diese Geschichte eröffnet das Geschehen, die von Kichka schließt es ab. „Zweite Generation“ ist Kompensation für den nie erfüllten Wunsch seines Vaters, der Sohn möge ihn auf einer der zahlreichen Zeitzeugen-Reisen nach Auschwitz begleiten. Spiegelmans Vater wäre nie auf den Gedanken gekommen, dort noch einmal hinzufahren. „Maus“ erzählt vom Kampf mit einer Verweigerung des Erinnerns, „Zweite Generation“ von der Wiedergutmachung für die Verweigerung von Interesse. Deshalb beruht Kichkas Auseinandersetzung mit dem Schicksal seines Vaters inhaltlich vor allem auf dessen Entschluss, sich nach der Gewährung einer



Fotos Rowohlft, Egmont

belgischen Rente für die Überlebenden der Schoa früh aus dem Beruf zu verabschieden und sein Leben fortan ebender Erinnerung zu widmen. Für Vladek Spiegelman gab es einen ähnlich gravierenden biographischen Einschnitt, er bestand jedoch im Schock über den Suizid seiner Frau, und dieses Ereignis führte nicht den Überlebenden selbst, sondern seinen Sohn Art an das Thema heran. Das wiederum vereint die zeichnenden Söhne: Auch Michel Kichka wurde sich der Bedeutung der Schoa für sein eigenes Schicksal erst richtig bewusst, als sein jüngerer Bruder Charly, der selbst schon eine Familie gegründet hatte, sich für alle überraschend das Leben nahm. Und doch könnten auch beide Väter Brüder sein, sosehr gleichen sich die Verbitterungen und Überempfindlichkeiten, die sie in der Lagerzeit ausgebildet und unter denen die jeweiligen Familien zu leiden haben. Das noch einmal, aber in ganz anderer familiärer, nationaler, sozialer Konstellation vorgeführt zu bekommen macht das geradezu beklemmende Gefühl der Lektüre von „Zweite Generation“ aus. Diese Ähnlichkeit relativiert die Bedeutung von „Maus“ nicht, sie verstärkt die Wahrnehmung der Pionierrolle Spiegelmans nicht nur als graphischer Erzähler, sondern auch als Psychologe. Und das wird noch deutlicher, wenn man sich andere seit 1991 erschienene autobiographische Bildergeschichten an-

sieht, die „Maus“ weniger nahe sind als Kichkas Buch, aber auch das Thema der Belastung von Kindern der Überlebenden aufnehmen. Die 1942 in Budapest geborene und gemeinsam mit ihrer Mutter der Schoa entkommene Miriam Katin hat in der Graphic Novel „Allein unter allen“ 2006 aus Familienerzählungen die Geschichte des eigenen Entkommens rekonstruiert und zugleich daraus ihr Misstrauen gegen die Vorstellung eines Gottes begründet. Und Bernice Eisenstein, geboren 1949 in Toronto, publizierte im selben Jahr ihr Buch „Ich war das Kind von Holocaustüberlebenden“ – keine Graphic Novel, aber durchsetzt mit Illustrationen und Comicsequenzen, womit auch sie sich einreicht ins Bemühen, durch die höchst subjektive Darstellung als gezeichnete Erinnerung die prinzipielle Fragwürdigkeit aller Versuche, vom Unsagbaren zu sprechen, zum Ausdruck zu bringen. Michel Kichka kann für „Zweite Generation“ auf solche Vorarbeiten zurücksehen und sie voraussetzen. Darum ist sein Beitrag ein freierer, auch witzigerer, zynischer. Sein Buch weckt zwar nicht mehr Verständnis für die Elterngeneration als die anderen, es zeigt sie aber doch als souveränere Sachwalter ihres Schicksals, als es Spiegelman je gegenüber dem eigenen Vater eingefallen wäre. Man könnte auch sagen: In „Maus“ bleiben Vater und Sohn sich fremd, in „Zweite Generation“ versöhnen sie sich. Das war das Wagnis wert. ANDREAS PLATTHAUS

Nirgendwo in Afrika

Die Bestsellerautorin Stefanie Zweig ist gestorben

Die Schriftstellerin Stefanie Zweig, die mit ihrem Roman „Nirgendwo in Afrika“ weltberühmt wurde, ist tot. Sie starb, wie ihr Neffe am Sonntag bekanntgab, bereits am Freitag im Alter von 81 Jahren in Frankfurt am Main. Als Kind jüdischer Eltern, geboren am 19. September 1932 in Loebischütz in Oberschlesien, hatte Stefanie Zweig die Zeit nationalsozialistischer Herrschaft in Deutschland auf einer Farm in Kenia überlebt. Dorthin hatten die Zweigs 1938 im letzten Augenblick fliehen können. Doch schon 1947 kehrte die Familie nach Frankfurt zurück, wo Stefanie Zweig ab 1959 als Kulturredakteurin bei der Abendpost/Nachtausgabe arbeitete. Dort leitete sie das Kulturressort von 1963 bis 1988. Mit dem literarischen Schreiben begann Stefanie Zweig erst in den späten siebziger Jahren. Die Erfahrung der Emigration und der Rückkehr nach Deutschland, der Entwurzelung und der Heimatsehnsucht nach der Farm und dem Land der Kindheit lag fast allen ihren Romanen zugrunde. Ihr erster Afrika-Roman „Ein Mundvoll Erde“ erschien im Jahr 1980, „Nirgendwo in Afrika“ kam 1995 heraus und wurde ein Welterfolg. Die Regisseurin Caroline Link verfilmte die Vorlage und gewann damit im Jahr 2003 den Oscar für den besten nichtenglischsprachigen Film. Die Romanfortsetzung „Irgendwo in Deutschland“ erschien 1996, aber Afrika blieb das große Thema zahlreicher ihrer Bücher. Erfolgreich war Stefanie Zweig auch mit ihren Kinder- und Jugendbüchern, in denen Tiere eine besondere Rolle spielen: „Hund sucht Menschen“ oder „Katze fürs Leben“ sind nur zwei der Titel aus diesem Teil ihres Werks. Aber auch das Haus in der Frankfurter Rothschildallee, in das ihre Familie zurückkehrte und in dem sie bis zum Schluss lebte, wurde Buchthema für sie. In ihrer Autobiographie „Nirgendwo war Heimat“ erzählte sie im Jahr 2012 noch einmal von der Flucht aus Oberschlesien nach Kenia und ihr „Leben zwischen zwei Kontinenten“, wie es im Untertitel ihres letzten Buches heißt. F.A.Z.



Unter Papageien: Stefanie Zweig in ihrer Frankfurter Wohnung Foto Laif

Vor diesen Stimmen sollten wir niederknien

Wer singt und tanzt im Hintergrund, damit die Stars leuchten? Der oscarprämierte Dokumentarfilm „20 Feet from Stardom“ stellt sie vor

Am Anfang steht ein „huhuhu“ oder ein „doo da doo da doodadoodoo“, sinnlose Laute, ohne die einige der wichtigsten Popsongs nichts wären. „Walk on the Wild Side“ nicht und nicht „Gimme Shelter“. Aber wer huhut da? Bei Live-Auftritten sind sie zu sehen, die Background Singers, meistens mit wenig an und fast immer im Halbdunkel. Auf Alben nur zu hören. Morgan Neville hat einen Film über sie gedreht: „20 Feet from Stardom“. Er hat damit vor einigen Wochen den Dokumentarfilm-Oscar gewonnen, und auch wenn es fraglich ist, ob von „Millionen“, die ihre Stimmen erkennen würden, tatsächlich „niemand“, wie der Film für sich wirbt, je ihre Namen gehört hat, so ist doch eines sicher: derart zentral im Rampenlicht wie hier stehen und standen die Sängerinnen (und ein paar wenige männliche Kollegen) in ihren Karrieren nie. Judith Hill zum Beispiel, die Jüngste im Film. Sie haben Millionen schon bewusst gehört, als sie auf Michael Jacksons Trauerfeier sang: „Heal the World“. Sie sollte Teil seiner Tour sein, die er vorbereitete, als er starb. Lisa Fischer zum Beispiel. Jeder, der in den letzten fünfundzwanzig Jahren ein Konzert der Rolling Stones erlebt (oder sich im Netz angeschaut) hat, weiß, wie sie aussieht: groß, stark, mit einem kugelförmigen Kopf und einem schönen Gesicht, das sich völlig in Musik versenken kann. Und jeder erkennt ihr unfassliches Stimmvolumen – mit seiner Reichweite in höchste Höhen, in der diese Stimme immer noch dunkel und weich klingt, als sei da reichlich Raum zum Nochnöherklettern –, weil Lisa Fischer seit fünfundzwanzig Jahren mit Mick Jagger „Gimme Shelter“ singt. Wenn sie ihr „Rape! Murder! It's just a shot away, it's just a shot

away“ herauschreit, dann wird eine Seele hörbar, die stumm bleibt, wenn Mick Jagger dieselbe Zeile singt. Dass in der ersten Studioaufnahme dieses Songs nicht Lisa Fischer, sondern Merry Clayton den Part gesungen hat, gehört zu den nicht so bekannten Umständen, von denen dieser Film erzählt. Und wenn Lisa Fischer sich im Gespräch vor Merry Clayton und ihrem Schrei verbugt und sagt, sie hätte versucht aufzunehmen, was an Emotion in diesem ersten „Rape! Murder!“ steckte, dann ist das einerseits ein sehr bewegender Augenblick, in dem sich

die beiden großen Sängerinnen um den Hals fallen. Und gleich darauf, bevor der Augenblick sich ins Sentimentale dehnt, wird daraus eine Anekdote: weil Merry Clayton erzählt, wie es zu dieser Studioaufnahme mitten in der Nacht kam, wie sie, mit Lockenwicklern im Haar, als die Stones anriefen, ihren Pelz übers Nachthemd geworfen habe und ins Studio gefahren sei, und dort dann diesen Schrei getan habe, *once and for all*, weil sie schnell wieder ins Bett wollte. Mick Jagger bestätigt die Geschichte. Und er sagt auch, er könne sich nicht vorstellen, sein Leben lang

huhu zu singen. Sting sagt es kritischer: Es geht nicht allein um Talent. Es geht vor allem um die Umstände, das Schicksal, darum, Glück zu haben – und dann sagt er: die Besten kommen damit klar. Auch wenn es nicht klappt, meint er. Und die Frauen, in deren Gesellschaft wir diese neunzig Minuten verbringen, sind alle damit klargekommen. Sie klagen nicht, geben sich keiner Weinerlichkeit hin. Auch nicht Darlene Love, die lange mit Phil Spector sang, und einige Jahre als Putzfrau arbeiten musste, um ihre Kinder großzuziehen.

Die weltberühmten Stars wie eben Jagger, aber auch Bruce Springsteen, Stevie Wonder, Bette Midler und Sting (David Bowie ist nur in Archivaufnahmen zu sehen) stellen sich dieses eine Mal in den Dienst von Geschichten, die sich mit ihren nur berühren. Dieses eine Mal sprechen die Götter des Pop mit uneingeschränkter Hochachtung von ihren Engeln, die auch tanzen können, die das Bild füllen und den Klang. Keine der Sängerinnen, die Neville porträtiert, hat eine Solo-Karriere geschafft – Lisa Fischer hat es versucht, und auch einen Grammy gewonnen, aber nach dem ersten Erfolg ging es nicht weiter, und heute sagt sie, sie wolle singen, Musik machen, das sei das Wichtigste. Merry Clayton ist zurück zu ihren Anfängen gegangen, als sie in der Kirche Gospel sang. Dieser Film ist eine Hommage an eine Handvoll großartiger Frauen, die einen ganzen Berufsstand repräsentieren. Es hätte ein bisschen kritischer zugehen können, etwas weniger konventionell. Wir hätten etwas mehr über die Mechanismen der Musikindustrie erfahren können, mit etwas mehr analytischem Handwerkzeug wäre sicher eine informativere Dokumentation zustande gekommen. Aber vielleicht keine, die uns mit der Begeisterung der Filmemacher für diese Frauen derartig mitreißt. Es gibt jede Menge Musik aus den letzten fünfzig Jahren zu hören, und immerhin erfahren wir auch von einigen rassistischen und sexistischen Schweinereien im Musikgeschäft. Wir hatten es nicht anders erwartet. Vor allem aber hören wir diese Stimmen einer Handvoll Frauen und einiger weniger Männer, die singen können und wollen, als gäbe es kein Morgen. VERENA LUEKEN



Superfrauen: Jo Lawry, Judith Hill und Lisa Fischer in „20 Feet From Stardom“, der jetzt in die deutschen Kinos kommt. Foto AP